

Johann Georg Hamann, Fliegender Brief. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. 1: Edition. Bd. 2: Anhang. Mit einer Einführung, Kommentar, Dokumenten zur Entstehungsgeschichte. Hrsg. von Janina Reibold. Meiner, Hamburg 2018 (Philosophische Bibliothek 707). 395, 245 S., EUR 128,–
< <https://meiner.de/fliegender-brief.html> >

Die Gründe dafür, daß einem Werk nicht die editionsphilologische Aufmerksamkeit geschenkt wird, die es verdient, es also nicht in einer historisch-kritischen Ausgabe ediert vorliegt, die seiner Überlieferung und seiner textuellen Verfaßtheit gerecht wird, sind vielfältig. So werden einzelne Werke immer wieder von einer übermächtigen Gesamtausgabe verschluckt, so daß erst gar nicht das Bewußtsein ihrer Widerständigkeit gegenüber den dort getroffenen editorischen Entscheidungen aufkommt. Die Rezeption und Interpretation auf Basis dieser zumeist auf einen reinen Lesetext hin justierten Werkausgaben verstärken und verfestigen dabei den Eindruck, daß es so und gar nicht anders publiziert vorliegen könne und müsse. Diese vermeintlich legitime Entlastung von der Aufgabe, sich mit der authentischen Überlieferungsgestalt eines Werks zu konfrontieren und sich auf das Wagnis einzulassen, ein gewonnenes Textverständnis doch noch einmal revidieren zu müssen, mit dem man es sich doch eigentlich über Jahre hinweg recht wohlig eingerichtet hat, bieten in noch weitaus gefährlicherer Weise Textausgaben, die sich als ›textkritische‹ oder gar ›historisch-kritische‹ Edition ausgeben, diese Aufschrift jedoch zu unrecht tragen. Aber was – so läßt sich ja nicht unbegründet fragen – soll bitte Zweifel an der Qualität einer Ausgabe erregen, deren Prädikat den höchsten Grad an philologischer Sorgfalt und editorischer Reflexion verspricht?

An wissenschaftlich belastbaren Editionen von Einzelwerken mangelt es jedoch auch aus anderen Gründen – etwa an der nicht immer eindeutig und trennscharf vorzunehmenden Einordnung eines Werks in einen bestimmten Fachbereich. Als Grenzgänger wird ihm so das Schicksal zuteil, von keiner Seite in den Kanon des zu Lesenden aufgenommen zu werden und entsprechend von keiner Seite die ihm gebührende editorische Fürsorge zu erhalten. Verbannt wird das Werk mit der meist nur noch rhetorisch gestellten Frage, ob es denn überhaupt ›Gegenstand‹ der eigenen Disziplin sei. Noch gravierender kann es paradoxerweise sein, wenn die Affiliation eines Autors und seiner Schriften als ausgemacht gelten und beide – dies wirkt sich besonders fatal aus – der Philosophie zugeschlagen werden. Denn wenn auch vor allem in den vergangenen vierzig Jahren in den verschiedenen Philologien mehr und mehr ins Bewußtsein gesickert ist, wie sehr eine belastbare Aussage über

einen Text von der Verlässlichkeit seiner Edition abhängt und man sich hier in der Folge wieder an die Relevanz von ›Textkritik‹ erinnert, die ursprünglich eine *conditio* des literaturwissenschaftlichen Geschäfts bedeutete, so hat diese produktive Irritation das Gros der Herausgeber und Leser philosophischer Werke leider noch nicht erreicht. Die wenigen Editionen, die als die sprichwörtlichen Ausnahmen gelten können – man denke hier beispielsweise an die Edition der Nachgelassenen Schriften Friedrich Nietzsches –, ragen wie Leuchtfeuer hervor, die gängige Editions- und Lesepraxis jedoch vermochten sie bislang weitestgehend nicht zu revidieren. Nach wie vor wird im Umgang mit philosophischen Texten der lebendige Geist gegen den tötenden Buchstaben ins Feld geführt. Übt man Kritik an dieser Vorstellung und arbeitet man ihr konkret entgegen, werden schnell philologische Devianz (Stichwort ›Materialfetischismus‹) und/oder noch weitreichendere wissenschaftliche Krankheitsbilder attestiert.

Wenngleich fachlich tradierte Ignoranz gepaart mit philologischer Unkenntnis allgemein sehr viel verhindert, was editorisch getan werden müßte, so steht dem mitunter aber auch etwas anderes im Weg, das zwar beklagt, jedoch nicht wirklich scharf kritisiert werden kann. Denn mitunter ist die Hürde zu einer historisch-kritischen Ausgabe nicht Borniertheit von Fachvertretern, sondern der außerordentlich (und gefühlt überfordernd) hohe Anspruch, den ein bestimmtes Werk an eine ihm angemessene Edition erhebt: sei es eine nicht immer lückenlos nachzuzeichnende Überlieferungsgeschichte des Textes, die eine zeitraubende Archivrecherche aufnötigt, eine enorm große Anzahl von Überlieferungsträgern, deren Ordnung und Zusammenhang unklar ist bzw. deren Edition zur Lebensaufgabe würde, eine bestimmte Textgestalt bzw. materiale Verfaßtheit der Überlieferungsträger, die eine aufwendige buchtechnische oder digitale editorische Lösung erfordert und also rein editionspraktisch viele Probleme aufwirft, oder schlichtweg der Inhalt des Werks, der einen komplexen philologischen Kommentar nötig macht, ohne den die Edition hinter ihren selbst gesetzten Zielen zurückbleibt und gar nicht erst ihre Arbeit aufnehmen muß. Diese Faktoren entschuldigen es fast, daß so manches Werk auf der To-do-Liste verharrt oder gar stillheimlich immer wieder nach unten verschoben wird.

Die Nennung der Gründe, die für das Fehlen historisch-kritischer Ausgaben von so vielen Werken geltend gemacht werden können, ist hier aber nicht Teil einer Rede zur Lage der editorischen Landschaft – diese müßte viel weiter ausgreifen und nicht zuletzt auch einen kritischen Blick auf die gegenwärtige Förderpolitik und auf die nicht immer störungsfreie Zusammenarbeit mit Archiven werfen. Vielmehr komme ich auf diese Gründe zu sprechen, weil beinahe alle eine besondere Edition hätten verhindern können (und in

der Vergangenheit de facto verhindert haben!), die nun publiziert vorliegt: die historisch-kritische Ausgabe des *Fliegenden Briefs* von Johann Georg Hamann. Vorab also, und mit Nachdruck: Es sind die vielfältig erschwerten Bedingungen der Möglichkeit einer solchen Edition, an denen deutlich wird, welche editorische Leistung Janina Reibold erbracht hat.

Im Fall des *Fliegenden Briefs* wäre die Werkausgabe von Josef Nadler (1949–1957) als erstes mögliches Hindernis zu einer Neuedition zu nennen, weist Nadler sie doch explizit als ›historisch-kritische‹ aus, die vermeintlich von allen weiteren editorischen Unternehmungen entledigt. Diese Ausgabe bedeutet jedoch keine wirklich standhafte Barriere, nachdem Walter Boehlich bereits 1956 seine vernichtende Kritik am editorischen Handwerk Nadlers vortrug; moniert werden unter anderem freihändige Textkompilationen, Hinzufügungen (i.e. Erfinden) von Textmaterial, wilde Emendationen oder die für Hamanns Schriften denkbar unpassende rigide Einteilung in starre Textgattungen. (In diesem Zusammenhang mag – dies nur nebenbei bemerkt – eher verwundern, daß auf der Website des *Internationalen Hamann Kolloquiums* die Edition Nadlers noch immer als die »bis heute maßgebliche Werkausgabe« geführt wird.¹ Legt man die Betonung nicht ausschließlich auf ›Werkausgabe‹, ist dies in keiner Weise nachvollziehbar.) Weitaus verführerischer mit Blick auf philologische ›Entlastung‹ hätte sich die ungleich ambitioniertere und redlichere Arbeit von Reiner Wild von 1976 auswirken können, die mit ihrem 300 Seiten umfassenden ›Anhang‹ erstmals eine eigenständige Edition des *Fliegenden Briefs* vorlegte, die als ›textkritisch‹ bezeichnet werden darf.

Doch nicht erst vor der zu leistenden Revision bestehender Editionen hätte Reibold zurückschrecken können. So zeugt es von einer gar nicht hoch genug einzuschätzenden philologischen Autonomie, überhaupt ein Werk von Hamann zu edieren. Denn wie kaum einem anderen Autor wird ihm das Schicksal zuteil, im kaukasischen Kreidekreis der Disziplinen stehend von allen Seiten ein erschöpftes »Nimm du ihn!« zu hören und als unliebsam-ungewolltes Kind zu verwaisen. Nicht nur, daß Hamann gleichermaßen aus dem universitären Curriculum der Literaturwissenschaft wie der Philosophie weitestgehend verbannt wurde – eine Edition seiner Schriften scheint mehr oder minder unvorstellbar. Eigens zu betonen ist daher in diesem Zusammenhang, daß eine derart *philologisch* ambitionierte Edition wie die Reibolds in der ›*Philosophischen Bibliothek*‹ des Felix Meiner Verlags ihren Platz gefunden hat; die Ausgabe führt damit endlich zusammen, was Hamann nie getrennt gedacht hat.

1 <http://www.hamann-kolloquium.de/ausgaben> (zuletzt besucht am 22.08.2019).

Meine letzte Vorbemerkung, die vom allgemeinen Problemhorizont der Editionsphilologie aus auf Reibolds Ausgabe des *Fliegenden Briefs* hinführt, formuliert aber auch durchaus Verständnis für das eben genannte grundsätzliche Desiderat. Denn unter einer bestimmten Perspektive ist es tatsächlich beinahe ›unvorstellbar‹, einen Text von Hamann zu edieren – und zwar mit Blick auf die Kommentierung seiner Werke. Ist man insbesondere als Leser der erschienenen Bände von *Johann Georg Hamanns Hauptschriften erklärt* ob der Komplexität der Anspielungen und des Zitatensreichtums der Texte eingeschüchtert, so läßt sich in etwa ermessen, mit welcher Herausforderung man sich bei der Erstellung eines solchen Kommentars konfrontiert sieht. Janina Reibold hat sich dieser Aufgabe nicht nur angenommen, sie hat sie – ich greife erneut vor – mit Bravour und in beeindruckender Weise bewältigt.

Nun aber zum eigentlichen Gegenstand dieser Rezension: Die historisch-kritische Ausgabe des *Fliegenden Briefs* umfaßt zwei Bände. Der erste Band bietet erstmals die »Edition sämtlicher Handschriften und Drucke zu Lebzeiten, die im Zusammenhang mit Hamanns *Fliegenderm Brief* überliefert sind« (II 7).² ›Sämtlich‹ ist hier zu unterstreichen, da Reibold die noch bei Wild leitende Konzeption der ›zwei Fassungen‹ aufkündigt und alle »Auto- und Apographen, Briefstellen sowie Druckbogen« (ebd.) aufnimmt und chronologisch ordnet. Ediert werden die insgesamt 41 Textzeugen in Form von Faksimiles und diplomatischen Umschriften. Die Transkriptionen bewegen sich mit Blick auf Präzision, Verlässlichkeit der Entzifferung und typographische Auszeichnung auf höchstem Niveau: Differenziert verzeichnet werden neben den gängigen Schreibspuren (Durchstreichung, Einfügung, Unterstreichung, Umstellung, etc.) der Schriftwechsel zwischen deutscher und lateinischer Handschrift, Eintragungen fremder Hand und unterschiedliche Aufzeichnungsebenen. Mit welcher Akribie dabei auch der Spezifik von Hamanns Handschriften mit Blick auf Aufzeichnungslogik und Graphie Rechnung getragen wurde, machen die Erläuterungen im zweiten Editionsband deutlich (vgl. II 32–37). Allen Überlieferungsträgern ist ein Titelblatt vorangestellt. Hier finden sich Informationen zur Materialität der Textzeugen, deren Datierung und Provenienz; außerdem listet das Titelblatt Referenzen zu relevanten Briefen und Dokumenten der Entstehungsgeschichte.

Es versteht sich aus der beschriebenen Anlage der Edition, sei hier jedoch noch einmal hervorgehoben: Die historisch-kritische Ausgabe verzichtet ganz bewußt darauf, aus den verschiedenen Textzeugen der letztlich unvollendet gebliebenen Schrift Hamanns einen neuen Lesetext oder – um den Jargon überkommener Editionsphilologie zu bedienen – ›Idealtext‹ zusammenzunä-

2 Die Edition wird in Folge mit römischen Zahlen zur Angabe des Bandes und arabischen Zahlen für deren Paginierung zitiert.

hen. Dergleichen ›rhapsodische‹ Unternehmungen bleiben hier zum Glück Hamanns Denken und Schreiben vorbehalten. Reibold kommt in ihren Erläuterungen zur Edition und einer Diskussion des Konzepts ›Fassung‹ auf eben diesen Aspekt zu sprechen und argumentiert mit Hamann für etwas, das mittlerweile editionsphilologischer Standard sein sollte: die Individualität eines Textzeugen zu bewahren und das »konkrete sprachliche Gebilde« nicht »unter das Joch des Allgemeinen« zu spannen und es »zu dessen defizitärem Diener« zu degradieren (II 30). Die Frustration mancher Leser_innen anlässlich einer kurzzeitig erfahrenen Orientierungslosigkeit im Material und ihre daraus resultierende Klage über mangelnde Lenkung seitens des Editors ist leider auch für diese Ausgabe vorhersagbar; beides weist jedoch auf den so Kritisierenden zurück und zeigt, daß dieser nicht wirklich willens ist, sich auf Hamanns Entwürfe einzulassen.

Der zweite Band der Edition ist mit seiner Betitelung ›Anhang‹ im Grunde weit unter Wert verkauft, handelt es sich hierbei doch um weit mehr als einen hintangesetzten sperrigen Apparat, den man nur hie und da aus Interesse für eine bestimmte Textstelle konsultiert. Tatsächlich besitzt dieser zweite Band einen großen Eigenwert, sofern man sich durch ihn in sehr vielen Fällen erst bewußt wird, was man mit den 41 Textzeugen alles zu lesen bekommt. Der Band enthält einen Kommentarteil, der jedoch besonders konzipiert ist: Der traditionelle Stellenkommentar wird hier invertiert, so daß die aufgenommenen Personen und ihre Schriften alphabetisch geordnet werden. Jeder Eintrag listet dabei alle Stellen, in denen die jeweilige Person bzw. Schrift in Hamanns Handschriften und Druckbogen thematisch wird; die Transkriptionen in Band 1 verzeichnen korrespondierend dazu den Personennamen und einen Kurztitel des Werks in einer rechten Marginalienspalte. Diese zumindest für die Hamann-Philologie neue Kommentierung empfiehlt sich angesichts der ungemein großen Anzahl nötiger Verweise und macht es erstmals möglich, von einer Quelle (etwa von den Texten Spinozas) ausgehend alle relevanten Stellen auf den verschiedenen Textträgern aufzusuchen. Der rund 100 Seiten starke Kommentar gliedert sich dabei in ›Quellen des klassischen Altertums‹, ›Neuzeitliche Quellen‹, ›Biblische Quellen‹ und ›Personen-, Wort- und Sachkommentar‹. Die Fülle der Verweise, die Reibold zusammenträgt, sowie deren kundige Zusammenstellung ist bestechend.

Nicht minder beeindruckend sind die von Reibold gesammelten ›Dokumente zur Entstehungsgeschichte‹, die einen außergewöhnlichen Einblick in Hamanns spezifische Verfahrensweise und seine Arbeit am Text bietet. Hervorzuheben ist hier vor allem der dokumentierte intensive Briefwechsel Hamanns mit Friedrich Heinrich Jacobi, der nicht nur den philosophisch-geistesgeschichtlichen Horizont Hamanns auszuleuchten vermag, sondern zu-

gleich Aufschluß über die Produktionsbedingungen und die enge Zusammenarbeit von Hamann und Jacobi gibt.

Den ›Dokumenten zur Entstehungsgeschichte‹ schließen sich noch zwei Konkordanzen zu den Archivmaterialien und den vorigen Editionen sowie ein Abkürzungsverzeichnis aller zitierten Schriften an.

Der zweite Band der historisch-kritischen Ausgabe des *Fliegenden Briefs* – und überhaupt die gesamte Edition – wäre jedoch nicht ausreichend gewürdigt, ließe man Reibolds ›Einführung‹ unberücksichtigt, mit dem er einsetzt. Diese leistet zweierlei: sie zeichnet zum einen detailliert und engmaschig die eigentümliche Entstehungsgeschichte des *Fliegenden Briefs* nach und erläutert den besonderen Platz dieser Schrift im Werk Hamanns, zum anderen verdeutlicht sie, daß die gewählte Editionsform der Überlieferungsform sowie der Materialität der Textträger in idealer Weise entspricht.

Mit dem *Fliegenden Brief* verfolgte Hamann bekanntlich ein Schreibprojekt, das testamentarisch den Schlußstein seines Gesamtwerks bilden sollte. Dieser war zugleich als Apologie, Rachschrift und poetologisch-philosophische Reflexion all seiner vorangehenden Texte gedacht; die Nähe zu Nietzsches *Ecce Homo*, die Reibold in diesem Punkt Hamanns *Fliegenden Brief* attestiert, drängt sich in der Tat auf (II 21). Daß Hamanns Schreibvorhaben letztlich scheiterte, zählt für Reibold zu dessen »Aporie«, sofern es »beabsichtigte, eine übergeordnete Einheit und ein System aus einem über 25jährigen literarischen Schreiben zu generieren, das aus extrem individualisierten, okkasionellen und unsystematischen Einzeltexten« besteht (II 21). Editorisch bestmöglich anschaulich wird durch die historisch-kritische Ausgabe nun, *in welcher Weise* sich dieses Scheitern über einen Zeitraum von rund 14 Monaten intensiver Arbeit Hamanns vollzog. So stellt die chronologische Reihung der Textzeugen im ersten Band der Ausgabe alles andere als eine nur äußerliche archivarische Ordnung dar; vielmehr ist sie Protokoll eines Schreibprozesses, den Hamann am 19. April 1787 mit den Worten »usw. ich kann nicht mehr –« (I 394) erschöpft abbrechen muß. Die Faksimilierung und Transkription der Textzeugen als einzelne und gleichgewichtige Dokumente ist jedoch auch insofern zwingend, da sie mitunter einander überschneidende Textpassagen enthalten, diese jedoch nur selten identisch sind hinsichtlich ihres Wortlauts. Es zählte zu den Prinzipien von Hamanns Arbeitsweise, sich während des Schreibprozesses einer Entscheidung über einen ›besseren‹ oder gar ›finalen‹ Wortlaut zu enthalten – wie könnte und dürfte sich folglich ein Editor dieses Recht zusprechen. Reibolds Ausgabe zeugt daher nicht etwa von philologischer Scheu, wenn sie sich jeder autorisierenden Anmaßung dieser Art enthält, sondern von einer unbestechlichen Verpflichtung gegenüber der Sache.

Die ›Einführung‹ Reibolds verdeutlicht überdies, welchen Wert die ›Dokumente zur Entstehungsgeschichte‹ für das Verständnis des Entstehungsprozesses des Textes (um nun korrekt zu sein: der Entwürfe) und der Arbeitsweise Hamanns besitzen: Der rege Austausch mit Jacobi ging vor allem auf Hamanns Vorstellung zurück, daß »der *Fliegende Brief* in einem *Briefwechsel* [...] zur Welt käme. Der Dialog des geschriebenen Wortes wurde so Teil der Produktionsbedingungen« (II 10). Auch dies wird nur sichtbar, wenn man jeden Entwurf als eigenständigen Text eines epistolaren Dialogs ausstellt.

Zu resümieren, daß die historisch-kritische Ausgabe von Janina Reibold aus all den genannten Gründen von nun an und uneingeschränkt als die einzige wissenschaftlich zitierfähige Edition von Hamanns *Fliegenderm Brief* angesehen werden muß, mag angesichts ihrer Qualität selbstverständlich und banal klingen – und doch kann dies (ich erinnere an die eingangs beklagten Borniertheiten) nicht oft genug wiederholt werden.

Es soll daher auch nicht unerwähnt bleiben, daß Janina Reibold weitere Editionen in Aussicht stellt, die in einer »Kommentierten Hamann-Ausgabe« versammelt werden sollen. Neben einer Online-Publikation der Briefe darf vor allem einer Neuedition der *Sokratischen Denkwürdigkeiten* und *Wolken* sowie der *Kreuzzüge des Philologen* entgegengesehen werden, die beide ebenfalls bei Felix Meiner geplant sind.³

Der Prospekt auf die letztgenannten Neueditionen ist mir Anlaß, der eingangs skizzierten Problemlage der Editionsphilologie am Ende noch einen Punkt hinzuzusetzen – jedoch nur, um ihn sogleich ins Positive zu verkehren: Es ist wortwörtlich bemerkenswert, daß eine Edition wie die historisch-kritische Ausgabe von Hamanns *Fliegenderm Brief* in dieser Form gedruckt vorliegt. Daß der Felix Meiner Verlag sich für die Aufnahme dieser Edition in die ›Philosophische Bibliothek‹ entschieden hat und ihr eine vorzügliche Ausstattung zukommen ließ (Großformat, Editionsband in Leinen, exzellente typographische Einrichtung, hohe Druckqualität der Faksimiles, etc.) ist – angesichts der gegenwärtigen verlegerischen Praxis und der hier seit Jahren beobachtbaren Tendenz zu einer immer stärker sich ausprägenden, von Marktökonomien soufflierten Reserve gegenüber aufwendig gestalteten Büchern – außergewöhnlich. Umso größer ist die Freude darüber, daß Reibolds historisch-kritische Ausgabe des *Fliegenden Briefs* keine Ausnahme bleiben soll.

Martin Endres

³ Vgl. <http://www.hamann-ausgabe.de/> (zuletzt besucht am 22.08.2019).